

Lesbos Juli 2015

„Gott, warum lässt du das zu? Warum muss ich jetzt in diesem kalten, schrecklichen Meer sterben – ich habe doch mein Leben noch gar nicht richtig gelebt? Mama, du hast Recht gehabt“, schoss es Rihab durch den Sinn, während sie ekliges Salzwasser schluckte, hustete und heftig mit dem freien Arm ruderte. „Sogar beim Ertrinken stelle ich noch Fragen, die sogar einen Heiligen den letzten Nerv kosten – und jemand Heiligeres als Gott gibt es nicht.“

Immer wieder hatte ihre Mutter Rihab ermahnt: „Kind, stell nicht so viele Fragen! Mit deiner Fragerei kannst du die Geduld eines Heiligen auf die Probe stellen. Es gehört sich nicht für ein Mädchen, dauernd Fragen zu stellen.“

„Ach Mama, hättest du mir lieber Schwimmen beigebracht statt Manieren; es hat sowieso nichts genützt“, dachte Rihab und versuchte verzweifelt, den Kopf über Wasser zu halten. Doch das Wasser schien sie nach unten zu ziehen, und immer öfter tauchte ihr Kopf in die salzige, undurchdringliche Kälte.

Panik und wildes Herumzappeln der dichtgedrängten Menschen im Boot hatten es schließlich zum Kentern gebracht, nicht weit von der Küste, an der Rihab bereits Lichter sehen konnte, die sich hin und her bewegten. Das konnten nur Menschen mit Lampen sein, die auf die Flüchtlinge warteten, um ihnen aus dem Wasser zu helfen.

Der Schleuser hatte gesagt, es sei keine Gefahr damit verbunden, mit dem Boot vom türkischen Ufer zu der griechischen Insel hinüber zu fahren. Er habe das schon viele Male gemacht, und immer hätten am Strand Leute auf die Flüchtlinge gewartet und sie in Empfang genommen. Aber am Abend war dann Suleiman, der Mann, der ihr Geld angenommen und ihr die Überfahrt auf dem Boot verkauft hatte, gar nicht erschienen.

Stattdessen hatte einer der syrischen Flüchtlinge, Omar, der mit ihr zusammen am Vortag angekommen war und lange mit Suleiman verhandelt hatte, das Kommando übernommen und alle Wartenden in das Boot dirigiert.

„Omar, was soll das, warum kommandierst du uns hier herum? Wo ist Suleiman? Ich habe ihn dafür bezahlt, dass er mich sicher nach Europa bringt“, wollte Rihab wissen. „Ich auch, ich auch“, tönte es von den anderen Wartenden. „Suleiman hat was anderes zu tun, ich werde Euch rüberbringen“, knurrte Omar unwirsch.

„Wieso ausgerechnet du?“, fragte ein Mann, der einige Meter von Rihab entfernt stand. „Ich kenne dich, du kommst doch aus dem Nachbardorf. Du kannst genauso wenig mit einem Boot umgehen wie ich. Schließlich sind wir Bauern, keine Seeleute.“

„Was weißt du schon von mir?“, schnappte Omar. „Wir wollen alle rüber, oder? Ihr müsst jetzt eben mit mir fahren – oder hierbleiben!“ Dann hatte er nach etlichen Fehlversuchen den Motor endlich gestartet und war losgefahren, ohne den erfahrenen Schleuser.

Und natürlich war alles schief gegangen: der Motor stotterte, ging aus, und Omar schaffte es erst nach vielen Anläufen, ihn endlich wieder in Gang zu bringen. Die Menschen im Boot schimpften laut und redeten alle gleichzeitig auf Omar ein, und das trug nicht dazu bei, dass er besser damit fertig wurde. Er brüllte zurück, er könne schließlich auch nichts dafür, dass das Boot heruntergekommen und völlig überfüllt sei.

Sie hatten bei Omars vergeblichen Startversuchen viel zu viel Treibstoff verschwendet und brauchten viel zu lange für die Überfahrt. Unterwegs nahm das altersschwache Schlauchboot immer wieder Wasser auf; es schwuppte an allen Seiten herein, wenn sich die Leute bewegten.

Alle kreischten, schimpften und drängten sich aneinander, als könnten die anderen Schutz geben, und rückten immer weiter auf dieselbe Seite. So konnten die Wellen jetzt erst recht über die tief herunter gedrückte Bordwand schlagen, obwohl kein heftiger Seegang herrschte – schließlich war es Sommer, und die Zeit der Stürme im Herbst war noch nicht gekommen.

Je mehr die Panik zunahm, desto mehr rutschten alle hektisch herum und brachten so das Boot erst recht ins Schlingern. Und dann kam es, wie es kommen musste – das Boot bäumte sich auf wie ein steigendes Pferd und kippte schließlich mit lautem Klatschen um – sicher nur ein paar Hundert Meter weit von der Küste der Insel entfernt, aber für Menschen, die aus den Wüsten Syriens kamen und nicht schwimmen konnten, viel zu weit.

Rund um sich herum hörte Rihab Keuchen, Husten und panische Rufe, und doch konnte niemand unter den Flüchtlingen dem anderen helfen. Alle waren selbst verzweifelt damit beschäftigt, irgendwie den Kopf über Wasser zu halten und nach Luft zu schnappen. Niemand hatte einen Gedanken für die anderen, die genauso verzweifelt sein mussten.

Hinter Rihab zeigte sich am Himmel schon ein heller Streifen, die Sonne würde bald aufgehen. Die Welt um sie herum veränderte sich von nassem Schwarz zu Grau, aber leider erloschen auch die Lichter am Horizont voraus, so dass sie nun überhaupt nicht mehr wusste, in welcher Richtung die rettende Insel zu suchen war.

Sie hielt sich mit einer Hand immer noch krampfhaft an der Wand des umgekippten Bootes fest, aber es gab dort keinen richtigen Halt, nur eine Öse, durch die sie einen Finger gesteckt hatte, der schon ganz taub war. Er würde sicher gleich aus der Öse rutschen, und dann würde sie untergehen.

Das Rufen und Prusten und verzweifelte Schreien um sie herum war immer leiser geworden. Anscheinend trieb sie mit dem Boot von den anderen weg. Als Letztes sah sie einen aus dem Wasser gereckten Arm, der langsam im dunklen Meer versank. Danach: Nichts mehr, kein Mensch außer ihr war zu sehen oder zu hören. Sie würde mutterseelenallein im Meer verschwinden, und niemand würde wissen, wo sie gestorben war. Aber es gab ja ohnehin niemanden mehr, der um sie trauern würde.

Dann rutschte Rihabs Finger tatsächlich aus der Öse. Panisch versuchte sie, die kleine Erhebung an der Bordwand wieder zu erwischen, aber sie schaffte es nicht, das Wasser zog sie immer tiefer, und das Boot entfernte sich unaufhaltsam. Rihabs Kopf wurde überspült, sie schluckte Salzwasser, peitschte mit den Armen die Wellen, kam wieder hoch, hustete entsetzlich und spürte plötzlich einen heftigen Schmerz am Hinterkopf, als etwas sie brutal an den Haaren riss. Sofort hatte sie das Schreckensbild eines mörderischen Seeungeheuers vor Augen und sie schüttelte wild den Kopf, um das Monster loszuwerden, aber es ließ nicht los.

In diesem Moment explodierte ein heftiger Zorn in Rihab, sie wurde wütend auf das Schicksal, das Meer, dieses Ungeheuer, das sie von hinten gepackt hatte, und sie schlug mit aller Kraft um sich, um der Welt wenigstens noch eins zu verpassen, ehe sie sie verlassen musste. Sie trampelte und boxte wie verrückt, aber was sie da an den Haaren gepackt hatte, ließ einfach nicht los.

Was war das? Eine laute Männerstimme brüllte dicht an ihrem Ohr Worte, die sie nicht verstand, und jemand packte sie von hinten unter den Achseln.

Und dann hatte sie es begriffen: Niemand wollte sie unter Wasser ziehen - im Gegenteil! Irgendwer wollte ihr helfen!